

Sterbende Schönheit

Autor(en): **Housman, Laurence**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

STERBENDE SCHÖNHEIT

Ein Zusammentreffen mit Oscar Wilde von Laurence Housman

Meine Erinnerung an diese Begegnung mit Oscar Wilde veranlasst mich, denen recht zu geben, die der Ansicht sind, dass er als Persönlichkeit grösser war denn als Schriftsteller. Der Glanz seiner Sprache kann nur in zweifelhaftem Grade durch das kalte Mittel des Buchdrucks wiedergegeben werden, und es mag sein, dass es mir gänzlich misslungen ist, die eigenartige und bezwingende Art dessen, was mündlich so wohl klang, wiederzugeben. Aber der Eindruck, den ich bei dieser Gelegenheit erhielt, war, dass Oscar Wilde der unvergleichbar begabteste Redner war, dem ich jemals begegnet bin. Die fliessende Sprache, lässig und selbstbeherrscht, im Ton orakelhaft, im Stoff spielerisch launenhaft, die ohne Pause, ohne Zögern, ohne Veränderung eines einzelnen Wortes dahinglitt, mit der ruhigen Beflissenheit eines Mannes, der in diesem Fach Meister war und der sich bewusst war, dass er wenigstens in jenem Augenblicke wieder in seiner alten Stärke dastand. Dies alles, zusammen mit dem Vergnügen, das auch auf seine Zuhörer ansteckend wirkte, sich wieder im Kreise von Freunden zu befinden, die die Meinung der Welt über seinen Sturz nicht teilten, machte auch anderen als mir dieses Wiedersehen unvergesslich — ein Zusammensein, das glücklicherweise weit länger dauerte, als dieser ausgewählte Teil davon den Anschein gibt.

Was ich aber am meisten an ihm bewunderte, war der ruhige, klaglose Mut, mit dem er eine Verfehlung hinnahm, gegen die es in seinem Leben keinen Appell geben konnte. Für einen Menschen von seinen Gewohnheiten und seinem Temperament, der sich bewusst war, dass der Ansporn zu schöpferischer Arbeit mit dem Beifall der Menge, der ihm sein immer wiederkehrender Antrieb gewesen, erstorben war, musste der Ausblick unendlich düster sein: das Leben war ihm schon zur Gruft geworden. Wie an einen «Monologue d'outre tombe» erinnere ich mich an sein Gespräch von damals. Ob es einen inneren Wert hatte oder nicht: es war wenigstens ein wunderbarer Ausdruck jener grossen Gabe, die ihm eigen war: sich selbst zu bezaubern, indem er andere bezauberte.

Dieses Echo klingt aus der jetzt schon so fernen Vergangenheit des Jahres 1899, dem Jahr vor dem Tode des einst so gefeierten Dichters. Es ist Ende September. Vor dem Eingang zu einem Café in einer Strasse, die auf die Place de l'Opéra mündet, sitzen neben andern der Autor Laurence Housman (L. H.), Robert Ross (R. R.) und Oscar Wilde (O. W.). Man erwartet einen jungen Schriftsteller Harvey Jerrold, der Wilde sehr viel zu verdanken hat. Man wartet und wartet — und unterdessen erzählt Oscar Wilde eine jener kleinen, bezaubernden Geschichten aus der momentanen Umgebung, von denen viele nie aufgeschrieben worden sind und die nachfolgende nur dadurch gerettet wurde, weil ein anderer sie in seiner Erinnerung bewahrte. —

(Er hat eben wieder eine seiner unnachahmlichen Geschichten beendet. Es entsteht eine Würdigungspause; keiner spricht: diese gespannt

lauschenden Gesichter machen ein Wort des Lobes überflüssig. Wieder einmal ist es dem Sprecher gelungen, die Huldigung seiner Mitmenschen zu erwirken, und so vergisst er auf kurze Zeit die Grube, die ihm das Leben gegraben hat, und fährt fort, seinen Freunden Geschichten zu erzählen, die er niemals aufschreiben wird.)

Da diese euch gefallen hat, werde ich euch noch eine erzählen . . . Es war einmal ein Jüngling, der einen so schönen Geist besass, dass alle, die ihn hörten, sich nach seiner Gesellschaft sehnten, der so schön von Gestalt war —.

(Er hält in der Mitte des Satzes ein, als er einen jungen Mann sich nähern sieht, während die anderen, deren Aufmerksamkeit nur auf ihn gerichtet ist, diesen nicht sehen. Dieser junge Mann ist von einem anmutigen Aeusseren, lässig in seinen Bewegungen; mit gleichgültiger Miene fängt er die Blicke der vorübereilenden Fremden auf und lässt sie wieder los. Als er näher kommt, wendet er sein Auge von den Passanten ab und kehrt sich der draussen unter der sonnighellen Markise am Tisch sitzenden Gruppe zu, wird hierdurch gefesselt und aufmerksam. Die Augen begegnen einander, verfangen sich einen Atemzug lang, bis der junge Mann seinen Blick zurückzieht. Ohne den Ausdruck seines Gesichtes zu verändern, biegt er ein wenig von seiner Richtung ab und geht vorbei. In dem Antlitz, das sie beobachteten, sehen die Freunde eine plötzliche Veränderung: die Farbe schwindet, der Ausdruck ruhiger Erwartung erlischt jählings, als ob die Sehkraft getötet wäre. Als er aber endlich seine Rede fortsetzt, geschieht es mit dem gewöhnlichen bedächtigen Ton.)

Ach nein, das ist eine Geschichte, von der ich das Ende vergessen habe, oder sie hat mich vergessen. Macht nichts; ich werde euch eine andere erzählen. Diese Geschichte ist eine, die mir just eingefallen ist; und noch bin ich nicht sicher, was das Ende davon sein wird. Aber das Ende ist da und wartet. Ihr und ich werden diese Geschichte zusammen anhören, da ich sie zum ersten Male erzähle.

Sie soll heissen: «Die Geschichte von dem Mann, der seine Seele verkaufte.»

Ein Reisender, der durch die Strasse einer grossen Stadt ging, begegnete dort einem Mann, aus dessen Antlitz ein Schmerz sprach, den er nicht ergründen konnte. Der Reisende, der ein wissbegieriger Auskundschafter der menschlichen Seele war, hielt ihn an und sprach: «Herr, was ist das für eine Traurigkeit, die Ihr vor allen Menschen mit Euch herumträgt, die so gross ist, dass sie nicht verborgen werden kann, und dennoch so tief, dass man sie nicht deuten kann?»

Der Mann antwortete: «Ich bin es nicht, der so sehr trauert; es ist meine Seele, die ich nicht loswerden kann. Und meine Seele ist trauriger als der Tod; denn sie hasst mich und ich hasse sie.»

Der Reisende sprach: «Wenn Ihr mir Eure Seele verkauft, dann werdet Ihr sie gut loswerden.» Der andere antwortete: «Herr, wie kann ich Euch meine Seele verkaufen?» «Sicherlich», entgegnete der Reisende, «Ihr habt nur einzuwilligen und mir Eure Seele zum vollen Preis zu verkaufen; und dann wird sie auf meinen Befehl zu mir kommen. Aber

jede Seele hat ihren wahren Preis; und nur für diesen Preis, für nicht mehr oder weniger, kann man sie verkaufen.»

Darauf sagte der andere: «Zu welchem Preis soll ich Euch dieses entsetzliche Ding, meine Seele, verkaufen?»

Der Reisende antwortete: «Wenn ein Mensch zum ersten Male seine eigene Seele verkauft, so gleicht er jenem anderen Verräter; deshalb sollte der Preis dreissig Silberlinge betragen. Aber nachher, wenn die Seele in andere Hände übergeht, wird ihr Wert sehr klein, da die Seelen ihrer Mitmenschen den anderen sehr wenig wert sind.»

So verkaufte der Mann seine Seele für dreissig Silberlinge, und der Reisende nahm sie und ging davon.

Bald erfuhr der Mann, dass er jetzt, da er keine Seele hatte, keine Sünde begehen konnte. Obwohl er seine Arme der Sünde entgegenstreckte, kam die Sünde nicht zu ihm. «Du hast ja keine Seele,» sagte die Sünde und ging an ihm vorbei. «Weshalb sollte ich zu dir kommen? Aus einem Menschen, der keine Seele hat, kann ich keinen Gewinn ziehen.»

Da wurde der Mann ohne Seele sehr traurig, denn obgleich seine Hände den Schmutz berührten, blieben sie doch unbefleckt, und obgleich sein Herz sich nach Verderbtheit sehnte, blieb es rein; und wenn es ihn dürstete, seine Lippen in Feuer zu tauchen, blieben sie kalt.

Deshalb bemächtigte sich seiner eine Sehnsucht, seine Seele wieder zu erlangen, und er ging in die Welt, um den Reisenden zu suchen, dem er sie verkauft hatte, damit er sie zurückkaufen und die Sünde wieder einmal am eigenen Leib kosten könnte.

Nach langer Zeit begegnete ihm der Reisende. Der lachte, als er sein Verlangen hörte, und sagte: «Nach einer Weile wurde ich deiner Seele überdrüssig, und ich verkaufte sie an einen Juden für eine kleinere Summe, als ich dafür bezahlt hatte.»

«Ach,» rief der Mann, «wäret Ihr zu mir gekommen, so hätte ich mehr dafür bezahlt.» Der Reisende antwortete: «Das hättest du nicht tun können; eine Seele kann nur für ihren gerechten Preis gekauft oder verkauft werden. Deine Seele verlor in meinem Besitz gar sehr an Wert; um sie los zu werden, habe ich sie deshalb an den ersten besten verkauft für weniger, als ich am Anfang dafür bezahlte.»

So ging der Mann von ihm und wanderte über das Angesicht der Erde und suchte unermüdlich nach seiner verlorenen Seele. Und eines Tages, als er im Basar einer gewissen Stadt sass, ging ein Weib an ihm vorüber, sah ihn an und sprach: «Herr, warum seid Ihr so traurig? Mir ist, als gäbe es keinen Grund für solche Traurigkeit.» Der Mann antwortete: «Ich bin traurig, weil ich keine Seele habe, und ich bin auf der Suche nach ihr.»

Die andere sprach: «Erst neulich in einer Nacht kaufte ich eine Seele, die durch so viele Hände gegangen war, dass sie lächerlich wenig kostete; aber sie ist ein so kläglich Ding, dass ich sie gern wieder los wäre. Doch ich habe sie nur um ein Lied gekauft; und eine Seele kann nur für ihren wahren Preis verkauft werden; wie soll ich sie nun wieder verkaufen können — denn sie ist weniger wert als ein Lied. Und es war nur ein leichtsinniges Lied, das ich beim Becher Wein dem Manne sang, der mir die Seele verkaufte.»

Als der andere das hörte, rief er: «Es ist meine Seele! Verkaufe sie mir, und ich will dir alles geben, was ich habe!»

Die Frau sprach: «Ach, ich habe sie nur mit einem Lied bezahlt, und ich kann sie nur für ihren wahren Preis wieder verkaufen. Wie kann ich sie nun los werden, wenn sie auch schreit und jammert und befreit sein möchte?»

Der Mann ohne Seele legte seinen Kopf an die Brust der Frau und hörte, wie die darin gefangene Seele wimmerte, um frei gelassen zu werden, um zu dem Leibe, der sie verloren hatte, zurückzukehren.

«Sicher,» sagte er, «es ist meine eigene Seele! Wenn du sie mir verkaufst, werde ich dir meinen Leib geben, denn er ist weniger wert als ein Lied von deinen Lippen.»

So verkaufte ihm die andere für seinen Leib seine Seele, die wimmerte, um frei gelassen zu werden, um an ihren eigenen Ort zurückzukehren. Aber sobald er sie erhalten hatte, stand er entsetzt auf und schrie: «Was hast du getan? Was ist das für ein schmutziges Ding, das von mir Besitz ergriffen hat? Denn die Seele, die du mir gegeben, ist nicht *meine* Seele.»

Das Weib lachte und sprach: «Bevor du deine Seele in die Gefangenschaft verkauftest, war es eine freie Seele in einem freien Leibe; kannst du sie nicht erkennen, jetzt, da sie aus dem Getriebe des Sklavenmarktes kommt? Also hat deine Seele die grössere Liebe, da sie dich erkennt und wieder zu dir zurückkehrt, obgleich du deinen Leib in die Knechtschaft verkauft hast.»

Und so kam es, dass der Mann seine Seele, die er für dreissig Silberlinge verkauft hatte, für den Preis seines Leibes zurückkaufen musste.

(Mit gelegentlichen Pausen, die der Wirkung wegen eingelegt werden, aber ohne Zögern oder Aenderung in der Wahl der Worte, hat die geordnete Erzählung ihren Gang genommen. Trotz der dekorativen Form und der dekorativen Modulationen der Stimme ist ein Unterstrom von Leidenschaft bemerkbar, und seine Freunde, die sich durch die ruhige Ueberlegenheit der Sprache nicht täuschen lassen, wissen, dass der Sprecher tief bewegt ist. Und so kommt es, dass am Schluss eine Pause entsteht, während der niemand spricht. Ein Zeitungsjunge nähert sich dem gegenüberliegenden Kiosk und gibt ein Bündel Zeitungen bei der Frau ab, die dort den Verkauf hat. Ueber ihrem Kopfe ist für Engländer eine Ankündigung angebracht, in ihrer Muttersprache, dass sie dort ihre eigenen Zeitungen kaufen können. Ein Kellner tritt aus dem Restaurant, er ist mit einer Botschaft beauftragt und wünscht einen Bescheid zu erhalten. Die zwei, die gemeinsam die Veranstaltung getroffen haben, wechseln fragende Blicke; R. R. zieht die Uhr und nickt. L. H. winkt dem Kellner, der die Apéritifs serviert hat.)

R. R. : Kommt, wir wollen zum Frühstück hineingehen. Der Jerrold kommt nicht; er hat uns vergessen.

O. W.: Nicht alle von uns, Robbie. Er kam, aber er ist wieder gegangen. (Sie schauen ihn alle erstaunt an; einen Augenblick lang spricht keiner. Dann:)

R. R.: Kam? Hieher, meinst du?

O. W.: Und sah so jung und charmant aus wie immer. Aber sobald er mich erblickte, sah ich, dass er mich gänzlich vergessen hatte.

(Es ist unmöglich, hierauf etwas zu sagen. L. H. beeilt sich, die Apéritifs zu bezahlen; und mit der Besorgnis des Engländers, der in ausländischen Sitten nicht eingeweiht ist und der wegen des guten Rufes seines Vaterlandes bestrebt ist, im fremden Lande das Richtige zu tun, legt er als Extra-Trinkgeld fünf Kupferstücke auf den Tisch entsprechend der Anzahl der Gäste, die bedient wurden. Mit ernster, sich entschuldigender Höflichkeit legt sein Gast wie mahnend die Hand auf seinen Arm, während der Kellner das Douceur mit froher Dienstfertigkeit einstreicht, und unterrichtet ihn für zukünftige Fälle.)

O. W.: Mein lieber L. H., das sollten Sie nicht tun! Für diese zufälligen Dienste gibt der Franzose, was wir einen Penny nennen. Die Engländer geben, was manche von ihnen «tuppence» nennen; — nicht weil sie nicht wissen, dass der Penny des Franzosen genügt, sondern weil sie halt Engländer sind. Wenn Sie mehr geben, glaubt der Kellner einfach, dass Sie nicht wissen, wo Sie sind.

L. H. (dessen Schwäche es ist, sich auch bei ganz geringfügigen Angelegenheiten zu rechtfertigen): Ach ja, Mr. Wilde, das mag wohl sein, aber hier, auf St. Helena, gibt man den Kellnern schon ein anderes Trinkgeld.

(Es ist rührend zu sehen, welch eine Freude dieses unsinnige, aber glückliche «mot» dem Manne, für den es gemeint war, bereitet. Alle sind jetzt aufgestanden; ihr nächster Weg wird zu den Tischen im Innern des Restaurants sein, wo angenehme Gerichte auf sie warten. Aber die Bewegung nach vorn verzögert sich, und als O. W. spricht, geschieht es mit einem seltsam endgültigen Tone, als ob er sich schon verabschiedete.)

O. W.: Meine lieben Freunde, wir haben eine herrliche Stunde miteinander verbracht. Ich habe mich dabei sehr wohl befunden. Entschuldigt mich — ich will mir dort drüben eine englische Zeitung besorgen. Die Frau, die den Kiosk bedient, ist eine entzückende Person; sie macht meiner Aussprache Komplimente und tut, als ob sie mich für einen Franzosen hielte. Gehen Sie nur hinein: ich möchte bitten, dass niemand auf mich wartet.

(Sie sehen, wie er mit gewohnter überlegener Gelassenheit die Strasse kreuzt — es belustigt sie ein wenig, zu sehen, wie der heftige Verkehr notgedrungen halten und ihm den Weg frei geben muss. Beim Kiosk angelangt, wechselt er mit der Frau einige Worte und ein Lächeln. Er zieht den Hut und geht.)

L. H. (erschrocken): Kommt er denn nicht zurück?

R. R.: Harvey Jerrold verdiente einen Fusstritt. Der arme Oscar!

L. H.: Soll ich ihm nacheilen?

R. R.: Nein, nein! Lasst ihn gehen. Wir verstehen ihn.

(Sie alle stehen und schauen ihm nach, wie er langsam die Strasse hinuntergeht, bis er in der Menge verschwindet.)

*

Obgleich dieser Dialog sich so wesentlich von den anderen unterschied, war der Grund für seine Niederschrift ganz derselbe. Genau wie die anderen es sind, so ist auch dieser Dialog die Geschichte eines Misserfolges, und die Misserfolge interessieren mich im allgemeinen mehr als die Erfolge. Sollte man mich fragen: warum? — so müsste ich antworten: weil sie mir das menschliche Herz wahrhaftiger und im grossen und ganzen erfreulicher zu offenbaren scheinen als irgend etwas anderes in der Welt. Wie ein Mensch sich dem Misserfolg gegenüber verhält, daran erprobt sich sein Wesen am sichersten. Was er vorher vollbracht hat, hat wenig oder eine nur mindere Bedeutung, solange er, in der Gewalt endgültigen und unheilbaren Ruins, noch immer die Statur eines Mannes behält. Das bestimmt seinen Rang in weitaus wahrhaftigerer Weise als ein Rechtsspruch der Geschworenen oder das Urteil der zeitgenössischen Gesellschaft. Manchmal kann er seinen Wert viel sicherer durch den Misserfolg als durch den Erfolg beweisen; manchmal vermag er sich nur mit grosser Schwierigkeit zu behaupten. Vermag er das aber ohne Klage oder geringe Selbstrechtfertigung zu tun und ohne voll Bitterkeit von denen zu sprechen, die seinen Untergang herbeigeführt haben — dann ist doch etwas zu seinen Gunsten gebucht und die Rechnung auf der richtigen Seite abgeschlossen.

Darum: je länger ich lebe, desto mehr werde ich von menschlichem Misserfolg und Schiffbruch angezogen; sie vermindern nicht meinen Glauben an die Menschheit, sondern stärken ihn.

Dem seit langem vergriffenen Band «Gespräche mit Oscar Wilde», von Laurence Housman, entnommen. Verlag S. Fischer, Berlin, 1925.

In dieser wenig bekannten Sicht eines andern Schriftstellers schien mir so viel Grösse des Menschen Wilde eingefangen, dass ich sie auf diesen Seiten der Vergessenheit entreissen wollte. Der Dichter beginnt von einem Jüngling von grosser Schönheit zu erzählen und — erfährt in der gleichen Minute als Straffentlassener und Gezeichneter eine Missachtung und Enttäuschung, die ihn im Tiefsten verletzen muss. Was aber tut er? Er gehorcht seinem Genius und erzählt die «Geschichte von einem Mann, der seine Seele verkaufte», die wir nicht besitzen würden, hätte Harvey Jerrold, der armselige Glückliche, ihn an jenem Septembertag im entscheidenden Augenblick nicht verachtet und Laurence Housman Begegnung und Märchen nicht aufgeschrieben. Hier ist eine jener Stunden festgehalten, in denen wir uns vor der Grösse eines Menschen und Künstlers nur verneigen können.

Rolf.